

# Ausbildungsjahre

Myrtha Frick

Ausgelernt hat man wohl bis ins hohe Alter nie. – Meine Lehrjahre jedoch, d.h. die Jahre, in denen ich mehr oder weniger mühsam lernte und übte, was dann jahrzehntelang meine Lebensaufgabe war, liegen mehr als 60 Jahre zurück.

In der Handelsschule der damaligen Töchterschule der Stadt Zürich hatte man uns nahegelegt, nach dem Diplom mindestens ein Jahr «Praxis in einem Büro» zu absolvieren. – Mich verschlug es dazu in die Debitorenbuchhaltung der Firma Gottfried Hirtz in Örlikon, einer KMU, die Lebensmittel und Tee importierte und schweizweit an Detaillisten lieferte.

Dass dies nicht meine Lebensaufgabe bliebe, wurde mir bald klar. Doch ich hielt das Jahr durch; schliesslich lernt man überall etwas. Ich erlebte die Sorgen unserer kleinen und kleinsten Comestible-Geschäfte, die mit der Zeit zum «Lädelisterben» führten; und ich lernte die Probleme kennen, die dem Importeur durch hundert Verordnungen, Vorschriften und Gesetze Schwierigkeiten in den Weg legten. Das Belastende an diesem «Job» war der Arbeitsweg: Ich musste – noch ohne S-Bahn – um 6.30 Uhr von zu Hause weg, damit ich um 7.30 Uhr in Örlikon war. Wir arbeiteten bis 18.30 Uhr (samstags bis 13 Uhr), mit einer Mittagspause von 12–14 Uhr; ohne Mensa und mit Fr. 200.– Lohn im Monat.

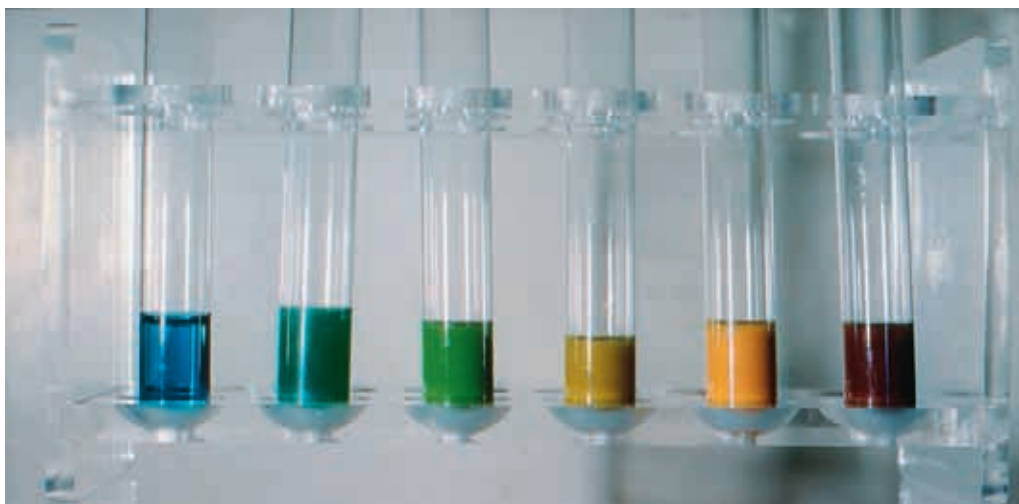
Nach dieser «Praxis im Büro», und wieder zu Hause nach zwei mehrmonatigen Sprachaufenthalten in Florenz und Paris, stiess ich 1952 in der NZZ auf das Chiffre-Inserat eines Arztes, der eine Laborantin-Arztgehilfin-Lehrtochter suchte. In Zürich gab es damals noch keine entsprechende Schule. Ich bewarb mich und wurde angenommen. Mein zukünftiger Chef und Lehrmeister war Dr. med. Georg R. Constam in Zürich 2, der erste Diabetologe in der deutschen Schweiz (Abb. 1). Als ich mich vorstellte, sagte er: «Bei mir geht man nur weg, wenn man heiratet.» Da ich nicht heiratete, wurde dies meine Lebensstelle, weit über die Lehrjahre hinaus.



Allein schon der Arbeitsweg war erfreulicher als nach Örlikon, obwohl 1952 nur jede Stunde ein Bus vom Bellevue bis Küsnacht und umgekehrt verkehrte. Morgens von zu Hause aus konnte ich ja pünktlich sein; abends schon weniger. Denn in einer Arztpraxis sprach damals niemand von Überstunden und schon gar nicht davon, diese «einzuziehen». Ich war jedoch glücklich, dass ich mit Menschen, nicht mehr mit Sardinien- und anderen Konservenbüchsen zu tun hatte. Der Lohn war auch hier Fr. 200.– im Monat. Mein Lehrmeister fand sogar, dass ich woanders sogar Lehrgeld bezahlen müsste. – Ich bin jedoch noch heute der Meinung, dass Dr. Constam ein guter Lehrmeister war und ich wirklich unglaublich viel lernen konnte.

*Mein Lehrmeister, Dr. med. Georg R. Constam, der erste Diabetologe in der deutschen Schweiz.*

Die Arbeiten im Labor fielen mir nicht leicht. Ich war – und bin – manuell nicht besonders geschickt und brauchte sehr viel Übung. Urinuntersuchungen konnte ich schon bald selbständig ausführen (Abb. 2). Für Blutentnahmen am Finger und aus der Vene liess Dr. Constam mich nicht an die Patienten, bevor mir dies nicht viele Male perfekt an ihm oder mir selber gelungen war. Er führte in seiner Praxis Urin- und Blutstatten und alle damals möglichen chemischen Blutuntersuchungen durch, Blutzucker, Harnstoff, Kreatinin, Weltmann, Takata. Einzig Cholesterin-Bestimmungen waren hierzulande noch nicht möglich. Wenn jemand dies unbedingt bestimmt haben wollte, schickten wir die Probe per Luftpostexpress nach Amerika!



*Urinuntersuchungen auf Zucker mit dem Benedict'schen Qualitativen Reagens konnte ich sehr bald selbständig durchführen – heute machen Diabetiker auch die Blutzuckerbestimmungen selber (Foto Dr. F. Belsler).*

Wegwerfspritzen gab es noch lange nicht, noch nicht einmal einen «Trockensterilisator». Wir kochten jeden Abend Instrumente und Spritzen in destilliertem Wasser aus, liessen sie etwas auskühlen und setzten sie mit sterilen Pinzetten wieder zusammen (Abb. 3). An Samstagen erledigten wir dies auch für die Patienten, wenn sie es wünschten: Metalletuis, Insulinspritzen und Nadeln. Mit allem Material ging man sehr sparsam um. Fertig-Tupfer und bereits zugeschnittene Pflasterchen gab es noch nicht. Watte zum Desinfizieren der Finger oder der Ellenbeuge vor der Blutentnahme zupften wir aus einem Watte-Behälter und befeuchteten sie mit Alkohol-Äther (Spirit.dilut.). Und Dr. Constam, wenn er gelegentlich zusah, konnte dazu auch einmal sagen: «D Hälfti Watte hett's au tue.»

Dr. Constam leitete an den Donnerstagnachmittagen die Diabetes-Sprechstunde in der Medizinischen Poliklinik des



*Insulinnadeln und 1ml-Spritzen, die nach jedem Gebrauch auseinander-geschraubt und separat in destilliertem Wasser ausgekocht wurden.*

damaligen Kantonsspitals. Das waren für uns die Stunden, um Tupfer und Pflästerchen schneiden oder Lösungen fürs chemische Labor herzustellen. Die Rohstoffe für die Lösungen bezogen wir bei Dr. Hans Wyler in der benachbarten Tödi-Apotheke. Er lieh uns dafür jeweils seine analytische Waage aus.

Eine Spezialarztpraxis funktionierte vor 60 und mehr Jahren ziemlich anders als heute. Wir waren drei Gehilfinnen: eine Ausgelernte, eine im zweiten, ich 1952 im ersten Lehrjahr. Schon als Lehrtochter machte ich auch Hausbesuche – in Wohnungen und Hotels in der Innenstadt, bis Wollishofen, Tiefenbrunnen, sogar bis Altstetten wurde ich bald schon für die Handreichungen, die ich schon beherrschte, auf den Weg geschickt: einem alten Herrn morgens die Augentropfen applizieren, einer vorfussamputierten Dame den Verband wechseln, Urinproben abholen; eine Bluttransfusion, die der Chef dem Patienten zu Hause gesteckt hatte, überwachen und zuletzt fachgerecht beenden. Bald konnte ich auch intramuskuläre Injektionen geben und



Herstellung von medizinischen Lösungen mit der analytischen Waage (links die Autorin, rechts Susi Müller, Meilen).

Blutentnahmen machen. Und als ich einmal bei einem Hausbesuch in einem Hotel den Stauschlauch dazu vergessen hatte, reichte mir der Patient einfach seine Hosenträger – es ging auch damit. Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr die Praxis zwar geschlossen war, eine Spritzenkur aber nicht unterbrochen werden sollte, reiste ich eben auch an den Feiertagen nach Zürich-Enge, um dem Herrn seine Injektion zu geben.

Nicht nur Laboruntersuchungen waren in der Praxis zu lernen, auch Hilfe in der Sprechstunde, kleine chirurgische Eingriffe, Verbände, EKG, Röntgen und verschiedene physikalische Therapien. Daneben kamen 20–40 Anrufe am Tag; und fast täglich waren Patienten eingeschrieben zur Ernährungsberatung (damals sagte man Diätberatung) (Abb. 4 und 5). Fasziniert haben mich die Berichte – in drei Sprachen –, die ich zu schreiben hatte. Nur am vorsintflutlichen Diktaphon, dessen

e) Obst (Beeren und Früchte)		I (Gehwert <sup>1</sup> ) unverzehrt
Allgäuerbirnen <sup>2</sup> .....	250 g	
Äpfel, mit Schale .....	120 g	
Ananas, ohne Schale, frisch oder aus ungesüßter Konserve <sup>3</sup> .....	80 g	
Ananassaft, ungesüßert <sup>3</sup> .....	75 g = ¼ dl	
Apfel, frisch .....	80 g	
Apfel, getrocknete .....	16 g	
Apfelsaft, unversogen, ungesüßert <sup>3</sup> .....	75 g = ¼ dl	
Apfelsinen, siehe Orangen .....		
Aprikosen, frisch, mit Steinen .....	90 g	
Aprikosen, frisch, ohne Steine .....	80 g	
Aprikosen, getrocknete .....	30 g	
Avocadofrucht <sup>2</sup> .....	200 g	
Avocadofrucht, siehe Avocadofrucht		
Bananen, frisch, mit Schale .....	70 g	
Bananen, frisch, ohne Schale .....	50 g	
Bananen, getrocknete .....	16 g	
Birkbeeren .....	200 g	
Birnen, frisch, frühe Sorten .....	90 g	
Birnen, frisch, späte Sorten (Januar-April) .....	80 g	
Birnen, getrocknete .....	16 g	
Birnenessig, unversogen, ungesüßert <sup>3</sup> .....	75 g = ¼ dl	
Blaubeeren, Schwarzbeeren .....	200 g	
Brombeeren .....	225 g	
Citrusen, siehe Zitrusen		
Clementinen, mit Schale .....	120 g	
Clementinen, ohne Schale .....	100 g	
Datteln, getrocknete, mit Kernen .....	16 g	
Datteln, getrocknete, ohne Kerne .....	12 g	
Erdbeeren, Garten .....	125 g	
Erdbeeren, Wald .....	200 g	
Figgen, frisch .....	80 g	
Figgen, getrocknete .....	16 g	
Grenatäpfel .....	160 g	
Grenatäpfel, Saft .....	80 g = 0,8 dl	
Grapefruit, mit Schale .....	210 g	
Grapefruit, ohne Schale .....	170 g	
Grapefruitsaft, unversogen, ungesüßert <sup>3</sup> .....	75 g = ¼ dl	
Gurken .....	100 g	

<sup>1</sup> I Gehwert = 10 g Kohlenhydrate.  
<sup>2</sup> Nach Einschieben dieser metaklassischen Frucht soll auch bei Nichtzuckerkranken im Harn eine positive Zuckerprobe gefunden werden, die auf der Ausscheidung einer harmlosen Zuckersart, Mannoseprotein, beruht.  
<sup>3</sup> Beim Hersteller erfragen.

Ernährungsberatung vor 60 Jahren: Eine Seite der ausführlichen Nahrungsmitteltabellen, wie sie Diabetikern damals abgegeben wurden.

besprochene Drahtspulen sich immer wieder im Motor verfangen, hatte ich keine grosse Freude.

Neben den Berichten und Zeugnissen war das Rechnungswesen ein wichtiges Fach. Dabei kam mir meine Freude am Rechnen zugute. Etwa  $\frac{3}{4}$  der Patienten hatten damals keine Krankenkassen, nicht etwa nur, weil sie so wohlhabend waren, sondern weil sie sich zu spät um eine Krankenkasse bemüht hatten, erst als sie bereits an einer (chronischen) Krankheit litten und deshalb in keine Kasse mehr aufgenommen wurden. Frau Bundesrätin Dreifuss kam erst viele Jahrzehnte später. Es gab deshalb sogar Patienten, die Dr. Constam gratis behandelte (und sich für sie wenn nötig im Spital um den Freibettenfonds bemühte).

Gelegentlich hatte unser Chef, als Leiter der Diabetes-Sprechstunde in der Medizinischen Poliklinik, auch einen Doktoranden, der natürlich im Labor ungeübt war. Deshalb führten wir in der Praxis auch die notwendigen Laboruntersuchungen für Doktoranden aus. Als mir einmal einer von ihnen beim Pipettieren von konzentrierter Schwefelsäure zusah, fragte er erschrocken, wie hoch ich versichert sei. Zu jener Zeit natürlich gar nicht! Entsprechende Vorschriften kamen erst sehr viel später. Allerdings ist zu sagen, dass man damals Zeit und Ruhe zum vorsichtigen und sorgfältigen Arbeiten hatte und nie ein Unfall passierte. Was in der Hektik meiner späteren Berufsjahre nicht mehr immer der Fall war.

Vor 50 und 60 Jahren gab es eine ganze Reihe von verschiedenen Krankenkassen allein in Zürich, und jede hatte ihr eigenes Formular. In der Stadt Zürich war ein solcher Krankenschein einen Monat lang gültig, im übrigen Kanton drei Monate, ausserkantonale ein



*Fahnenübergabe im Stahlhelm auf dem Pfannenstiel unter Divisionär Käser, Kommandant der MSA (Militärsanitätsanstalt) 6.*

Jahr. Das bedeutete, dass eine Leistung, die der Arzt für einen Patienten, der z.B. aus dem Tessin, der Innerschweiz oder Schaffhausen nach Zürich kam, erst wenn der Schein abgelaufen war, also nach einem vollen Jahr, abgerechnet werden konnte. Bei Tarif I, dem bescheidensten, kostete eine Konsultation Fr. 3.60, eine Blut- oder Urinuntersuchung Fr. 3.30. Die abgerechneten Krankenscheine gingen einmal monatlich an die diversen Krankenkassen, nicht an die Patienten. Sie wurden auch durch die Krankenkassen beglichen.

Neben seiner internistischen Praxis war Dr. Constam auch noch Oberst der Sanität und Kommandant einer MSA. So führten wir in der Praxis auch die Büro-Kiste für den Stab seiner MSA 6. Auch dafür gab es viel zu schreiben – auf den altmodischen Matrizen zwecks Vervielfältigungen (Fotokopien existierten noch lange nicht). Das Matrizenschreiben gehört nicht zu meinen schönen Erinnerungen, während ich gern an meine Rotkreuzdienst-Tage, zu denen mich mein Chef bald mitnahm, zurückdenke. In den frühen 50er-Jahren lag der Krieg ja noch nicht weit zurück: Wir richteten im Rotkreuz-Dienst sogar noch eine Entlausungs- und eine Entgiftungsstelle ein. Ich lernte, was ABC-Dienst war, und fasste eine Gasmasken. Auch wurden wir damals noch instruiert, wie bei einem Gasalarm unsere Pferde zu schützen wären. Möge dies alles nie wieder nötig sein!

Zu den vielen guten Erinnerungen an meine Lehrjahre gehört auch, dass und wie sich die Patienten immer wieder bei uns bedankten. Nicht selten stand, wenn ich für einen Verbandwechsel oder eine Blutentnahme in eine Wohnung kam, ein Stück Kuchen und eine Tasse Schokoladenmilch für mich bereit. Ich hatte bei Hausbesuchen auch stets Zeit für ein Gespräch. – Besonders reich wurden wir an Festtagen beschenkt: Parfums, Süßigkeiten, Seidentücher, Theaterkarten, sogar mit Würsten oder einem Karton Eier wurden wir beschenkt, lag doch auch die Rationierung noch gar nicht sehr weit zurück.

Bei einem Stoffhändler durften wir noch jahrelang zu Weihnachten einen Wollstoff auswählen; aus Dankbarkeit für die Genesung nach seinem Herzinfarkt. Denn während seiner Krankheit waren Dr. Constam und wir etliche Wochen lang täglich 3–4 x zum Patienten nach Hause geeilt, um mit dem schweren, portablen Apparat das EKG zu erstellen und Blutzucker und Quick zu kontrollieren. Man stelle sich vor, dass wir damals den Quick in der Spaghettipfanne in der Küche des Patienten im 37° warmen Wasserbad praktizierten! Wunderschön waren auch die Einladungen in den Zirkus Knie, nachdem unser Chef (und ich mit ihm) einmal notfallmässig im Salonwagen einem der alten Herren Knie zu Hilfe geeilt waren. Noch viele Jahre lang, sobald der Zirkus auf dem Sechseläutenplatz ankam, trafen vier Gratiseintritte für uns in der Praxis ein.

Zu Dr. Constam kamen nicht nur Zürcher und Schweizer, sondern auch Menschen aus aller Welt. Der erste Patient, den ich 1952 erlebte, war ein junger Bettnässer aus Südafrika. Die ausgefallensten Ansprüche aller Patientinnen aber stellte die alte Königin von Nepal. Bei ihrer Ankunft in der Klinik Hirslanden in Zürich fühlte sie sich sterbenselend. Nun schreibt der Hinduismus vor, dass eine Sterbende in den letzten Minuten ihres Lebens im Freien – es war November! – eine heilige Kuh anrühren müsse. Die Maharani konnte ja nicht ahnen, wie bald sich ihr Zustand dank der kompetenten Behandlung bessern und sie sich erholen würde, und wünschte sicherheitshalber eine heilige Kuh in Reichweite. Sorgenvoll erzählte Dr. Constam uns dies in der Praxis. Ich kannte Zoodirektor Dr. Hediger von einer gemeinsamen Reise; also rief ich ihn an und legte ihm das Problem vor. «Kai Problem» sagte er,

«ich schicke Ihne ä Watussikueh mit eme Wärter.» Er liess die Watussikuh mit dem Wärter vom Zoo auf die Wiese neben der Klinik wandern, wo sie zwei Wochen lang weidete. Dann ging es der Maharani wieder so gut, dass sie und ihr Gefolge wohlbehalten nach Hause fliegen und die Watussikuh mit dem Wärter wieder in den Zoo spazieren konnte. – Doch ein Nachspiel hatte die Geschichte: Der Maharani hatten die Gala-Käsli, die sie zum Frühstück in der Klinik bekommen hatte, so gut gefallen, dass sie sich diese auch zu Hause wünschte. Und deshalb spedierte ich noch viele Monate lang jeden Samstag ein Paket Gala-Käsli per Luftpostexpress für sie nach Indien.